

Lebenswert : „Loben und Tadeln“
Montag 30.September 2013 um 20 Uhr
Esplanade 15, 20354 Hamburg
Von Lob, Anerkennung, Kampf und Dankbarkeit
W.Teichert

I. Impuls

Motto: Die Selbstkritik hat viel für sich

Wilhelm Busch (1832-1908)

Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich:
So hab ich erstens den Gewinn,
Daß ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut,
Der Mann ist lauter Redlichkeit;
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen;
Und viertens hoff ich außerdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Daß ich ein ganz famoses Haus.

Frage nach diesem Motto: Selbstkritik ist akzeptiert, kann aber in „Eigenlob“ umschlagen.
Was also ist Loben und wie lässt sich „Kritik“ aushalten („Tadeln“)

1. Loben bedient unser Bedürfnis als Person wahrgenommen und bestätigt werden. Ohne Lob und Anerkennung kann kein Mensch existieren. Das wissen inzwischen die Beratungsfirmen: „Ein Lob funktioniert wie ein Wegweiser auf der Straße zum Erfolg. Da das Lob somit ein Steuerungsinstrument ist, soll man als Chef oder Chefin loben, loben, loben und darauf achten, wen man lobt, wofür man lobt und wie sehr man sein Lob dosiert. Man könne ebenso wie beim Kritikgespräch auch beim Loben vieles richtig und manches falsch machen. Und die, die gelobt werden wollen, richten ihr Verhalten danach aus. Wer lobt, dem drohen auch Gefahren: Ein zu öffentliches oder zu einseitiges Lob schüre Neid und Missgunst. Wer allerdings auf anerkennende Worte ganz verzichtet, werde eines Tages bemerken, dass es in seinem Bereich kaum mehr aner kennenswerte Leistungen gebe. Also – so wird man heute beraten – „Setzen Sie öfter die Fehler-such-Brille ab und die Lob-such-Brille auf. Wer Gutes sucht, wird Gutes finden. Die Menschen machen viel mehr richtig als falsch. Ein Lob an der richtigen Stelle kann die Batterie eines ganzen Teams wieder aufladen.“ Und die cleveren Berater fügen noch hinzu: Verbinden Sie ein Lob nicht mit Kritik, so nach dem Motto: Erst loben, dann tadeln. Das verwirrt nur, es neutralisiert das Lob und der positive Effekt ist dahin. Hüten Sie sich auch vor dem eingeschränkten Lob („Das haben Sie ziemlich gut gemacht ... das war eigentlich schon ganz anständig ... das war gar nicht schlecht.“). Solches Lob verursacht einen bitteren Beigeschmack und verfehlt seine Wirkung. Vor allem aber: Hüten Sie sich vor dem abwertenden Lob („Ganz ordentlich

jetzt, früher waren Sie ja da eine Niete!“ Oder: „Recht gute Arbeit! Aber nächstes Mal sollten Sie versuchen, ...“. Missbrauchen Sie das Loben nicht als "Machtspiel", indem Sie beispielsweise jemand mit einem süßlichen Lob abspeisen, weil/damit er auf handfeste Vorteile verzichtet. Oder wenn durch ein gönnerhaftes Lob von oben herab in Wahrheit nur der eigene Status herausgestellt werden soll. Oder wenn Sie jemanden durch Lob zur Marionette machen. Oder wenn Sie andere durch exemplarisches Nichtloben unter Druck setzen wollen. Oder wenn jemand ‚weggelobt‘ werden soll. Jedes Spielchen sät Misstrauen, und wird, wenn durchschaut, mit einem Gegenspielchen gekontert. Allerdings: Wenn alle nur noch in Spielchen verstrickt sind, kann sich keiner mehr um die Kunden kümmern.“

Fragen fürs Gespräch: Diese pragmatischen Ratschläge sind ja nicht falsch. Aber könnten sie vielleicht den Fehler haben, doch „falsches Lob“ zu sein, weil sie eben als „strategisches Mittel“ (zum Erfolg etc.) eingesetzt sind? Verträgt Lob Strategie? Und bleibt, die im Lob enthaltende „Anerkennung“ nicht dabei auf der Strecke? Wie hängen Lob und Anerkennung, ja Annahme zusammen?

2. Die Soziologie betont ihrerseits die Notwendigkeit von Lob und Anerkennung für uns. Es gebe mit zunehmender Selbstbestimmung der einzelnen Bürger einen wechselseitigen Anspruch „auf Anerkennung ihrer Identität [ist], der dem gesellschaftlichen Leben von Anfang an als eine normative Spannung innewohnt“ (Honneth, Kampf um Anerkennung 1989) Jeder Mensch sei auf Lob und Anerkennung durch andere angewiesen. Man wird anerkannt, wenn man zugleich andere anerkennt. Anerkennung gebe es auf gesellschaftlicher Ebene wie im Privatleben nur im wechselseitigen Verhältnis. Moral ist nach Honneth folglich das System in einer Gesellschaft, nach welchem über Anerkennung und Nichtanerkennung entschieden wird. Alle moralischen Normen implizieren die Anerkennung des anderen als Person. Die Verletzung dieses Anerkennungsverhältnisses sei immer Missachtung der physischen Integrität. Dabei lässt sich Anerkennung als Oberbegriff verstehen für Lob und Wertschätzung. Anerkennung also ist hier nicht als einmaliger Akt oder Tatsache verstanden, sondern als ein dynamischer Prozess. Anerkennung ist nicht nur etwas gut zu finden. Sie hat mit wechselseitiger Achtung und Würde, mit wechselseitigem Kennen und Erkennen, mit Aushalten des Fremden, mit Begegnung auf gleicher Augenhöhe zu tun.

3. Können Menschen diese Anerkennung, die bis zur Annahme des anderen geht überhaupt leisten? Was geschieht, wenn wir an die Grenzen unserer Lob- und Anerkennungsfähigkeit kommen? Die Religion behauptet: Gott zu loben sei die Summe aller Theologie, aller Bekenntnisse und aller Gottesdienste. Was heißt das genau? Wir loben Gott nicht, weil es ihn gibt, sondern weil wir ihn loben (gut heißen, benedicere), darum gibt es ihn? In unserem Lob (Benedictus) entsteht Gott und dessen Anerkennung im Modus des Gebets, des Lobs, der Klage und der Kritik? Augustin dazu schon vor fast zweitausend Jahren: "Gross bis DU, Herr, und hoch zu loben; groß ist deine Kraft und ohne Maßen deine Weisheit. Und der Mensch will dich loben, dieser geringe Teil deiner Schöpfung, der Mensch, der seine Sterblichkeit mit sich trägt, das Zeugnis seiner Sünde mit sich trägt, das Zeugnis dafür, dass du den Stolzen widerstehst: und dennoch will dich der Mensch loben, dieser geringe Teil deiner Schöpfung“ Und er fügt sogar noch in einem Brief hinzu: "Um vom Menschen recht gelobt zu werden, hat sich Gott selbst gelobt." Wer sich so selber lobt, macht sich erkennbar, behaftbar, zeigt sich, wird verbindlich. Eigenlob stimmt hier. Und man versteht vielleicht jetzt Augustins merkwürdigen Schluss: „Lobe seinen Namen, denn der Herr ist gut. Glaube nicht, dass deine Kraft nachlassen könnte, wenn du Gott lobst. Im Gegen-

teil! Loben ist sozusagen Nahrungsaufnahme. Je mehr du lobst, desto mehr Kraft gewinnst du und desto besser schmeckt dir der, den du lobst.“

Muss es bei Anerkennung und Lob immer um einen „Kampf“ gehen (so bereits der junge Hegel und die ihm nachfolgenden Philosophen wie Habermas und Honneth)? Antwort: Ja und Nein. Der Sozialpsychologe Horst Kämpfer meint: An Jakobs Kampf am Jabboq zeige sich, wie man selbst mit Gott um Anerkennung kämpfen müsse. Es dürfe eben nicht die egozentrierte Frage der narzisstischen Bedürftigkeit - werde ich angenommen, geliebt, geachtet, gefördert – übrig bleiben. Der zu beobachtende kirchliche Narzissmus verleugne das Besondere im anderen und das Getrenntsein vom anderen. Der Weg zur Anerkennung führe über das 'erkennen' und 'kennen'; und er führe über das 'verkennen' und den daraus resultierenden Kampf um Anerkennung, in dem ich mich als ein zu erkennendes neu ins Spiel bringe, um so erkannt und anerkannt zu werden“. Man kann auch sagen: Gott erkennt mich und ich erkenne ihn im „Kampf um die Anerkennung“.

Nein hingegen – also nicht „Kampf“ – formuliert der Philosoph Paul Ricœur in seinem faszinierenden Spätwerk über die Bedeutung von individueller und gesellschaftlicher Anerkennung. Für ihn gibt es drei Kernbedeutungen: Anerkennen heißt etwas oder jemanden identifizieren; heißt annehmen, für wahr (für etwas) halten; heißt – und dies wird für Ricœur zum wichtigsten Fingerzeig der Sprache – durch **Dankbarkeit bezeugen, dass man jemandem für eine Sache oder eine Handlung verpflichtet ist**. Anerkennen und Loben als Dankbarkeit wahrgenommen, nicht als Kampf, das nähert sich religiösen Wahrnehmungsformen. Ricœur kann die gute Wechselseitigkeit der Anerkennung feiern und zugleich vor intersubjektivem Überschwang in der Anerkennung und des Lobs warnen: Zwischen mir und dem an deren, und (so füge ich hinzu) zwischen mir und „Gott“ bleibt eine untilgbare Asymmetrie, die selbst in der Erfahrung der Friedenszustände und des Lobs nicht außer Kraft gesetzt werden kann. Man tauscht Gaben, aber nicht den Platz. Der Traum der Verschmelzung von Alter *und* Ego und damit die lebenserhaltende Differenz bleiben in Anerkennung und Lob gewahrt.

II. Gespräch

Es beginnt damit, dass ein Teilnehmer berichtet, wie er ein **kritisches Gespräch** zu führen hatte mit einem Mitarbeiter, der ständig zu spät zur Arbeit gekommen war. Er wusste von ihm, dass der sich in seinem Privatleben (work-life-balance!) sehr für Vereinsarbeit ehrenamtlich engagierte). Er habe diesen Mitarbeiter nicht sofort mit dem Zuspätkommen konfrontiert, sondern zunächst anerkennend die Vereinsarbeit erwähnt und gelobt, um ihm dann nahe zu legen, dies Engagement auch seinem Arbeitsplatz zu gönnen. So sei die Person nicht abgewertet, sondern habe eine Perspektive zum Besseren bekommen. Wir schließen daraus: Auch Kritik (altertümlich Tadel) müsse eingebettet sein in grundsätzliche „Anerkennung“ (zumindest der Person).

Dagegen setzte eine weitere Teilnehmerin ihre These: **Lob sei überhaupt abzulehnen**. Aus neuerer psychologisch-pädagogischer Sicht sei es ratsam, dem Lob als Methode der Verstärkung ein vernünftiges Maß an Skepsis entgegenzubringen. Loben mache nämlich grundsätzlich abhängig von der Wertung des Lobenden (bzw. des Erziehenden); je ausgeprägter das Loben, umso deutlicher die Abhängigkeit. Größere Bedeutung für die Entwicklung des Kindes zum selbständigen Mitglied der Gesellschaft habe die Eigendynamik der Selbstverstärkung des Individuums. Loben sollten Erzieherinnen demnach nur vorübergehend, wenn ein Kind z. B. noch nicht in der Lage ist, eigenes Verhalten als Erfolg zu erkennen. Wirkungsvoller als Loben sei das eigenständige Erfolgserlebnis im Zusammenhang mit einem realisierten Verhalten. Sonst würde sie aber nicht von Lob, sondern von Anerkennung sprechen.

Damit war das **Stichwort des Abends** gefallen: **Anerkennung** sei sozusagen der Mantel, der Lob und Wertschätzung umhüllen müsse. Auch wenn dadurch ein Lob ziemlich moralisch aufgewertet werde.

Lob könne doch auch, so ein weiterer Einwand, einfach erst einmal entlasten. Die Teilnehmerin verwies als Beispiel auf die Smileys bei der Benotung.

Beim Loben komme es auf jeden Fall immer auf **Situation und Kontext** an. Das Beispiel der zwei Schüler, die nur einen Fehler gemacht hatten: der eine sah sich gelobt (weil ihm das Erreichen des Ziels Mühe gemacht hatte), der andere leicht getadelt (weil er, das Genie, einfach Flüchtigkeitsfehler gemacht habe) zeige, dass „Lob“ und „Tadel“ sehr verschieden verteilt sein könnten.

Aber auch bei diesem Beispiel gehe es immer um „Beurteilung“ und damit um eine Asymmetrie (Von oben nach unten). Das gehe – so eine weitere Information bis in die Antike zurück. Dort habe die Lobrede, das Enkomion, als Krönung der Rhetorik gegolten. Gepriesen wurden mythische Gestalten. Die Redner der römischen Kaiserzeit hätten in ihren Laudationes prominenter Toter gedacht und sich ansonsten im überschwänglichen Herrscherlob- im Verherrlichen- geübt. Auch wenn im Mittelalter ein Sänger einem „hochwohlgeborenen“ Fürsten ein Loblied darbrachte, so galt das mehr dessen Funktion als dessen Person. In einer Standesgesellschaft, in der jeder seinen festen Platz hatte, war also öffentliches Lob ein Zeichen der Unterwerfung. Aber es formulierte auch einen Anspruch, eine Erwartung. Der Begriff Lob, so vermutet das etymologische Wörterbuch, stammt ab vom „Laub“, mit dem hochstehende Menschen geschmückt wurden. Die Karriere des gegenseitigen Lobens beginne dann in der Renaissance mit der Entdeckung des Individuums. Künstler wie Leonardo da Vinci arbeiteten nicht mehr anonym, sie wollten in ihrer Einzigartigkeit beachtet werden. Eine sich neu entwickelnde Kunst, die Pädagogik, setzt Lob und Tadel als Instrumente der Erziehung ein. Mittlerweile sei aber das Wort Tadel fast verschwunden. Wir hätten es ersetzt durch den ursprünglich neutralen Begriff Kritik (vom griechischen „urteilen“), neuerdings auch durch „Feedback“. Das allerdings brauchten wir mehr als zuvor, „weil wir alle ständig im Wettbewerb stehen.“

Im Übrigen: Vielen anderen Gesellschaften sei das Loben, wie wir es kennen, bis heute fremd. So berichte die Psychologin und Kulturwissenschaftlerin Heidi Keller: Während sich viele Mütter aus der deutschen Mittelschicht überschlagen mit Kommentaren wie „Super!“ und „Das hast du aber toll gemacht!“, mussten die Forscher bei den Bäuerinnen in Indien und Kamerun nach einem aufmunternden Lächeln suchen. Schülerinnen in Indien reagierten verunsichert, wenn sie gelobt und damit herausgestellt werden. Dort wo Kinder innerhalb von festen Clan- und Dorfstrukturen leben, wüchsen sie imitierend auf, geleitet von Zurechtweisungen in die ihnen zugeordnete Rolle. „Offenbar ist Loben ein Zeichen dafür, dass das grundsätzliche Gefühl der Aufgehobenheit verloren gegangen ist“, spekuliert Heidi Keller. Die Wissenschaftlerin bat Jungen und Mädchen in aller Welt, ein Bild von sich zu malen. In Kamerun malten sie sich winzig, in Deutschland riesig. „Loben“, schlussfolgert Keller, „macht ein großes Ich.“ (Gefunden in FOCUS Magazin / Nr. 40 (2008))

Grundsätzlich wurde gefragt, ob Loben wirklich eine dahinter stehende Strategie, ein „Um zu“ vertrage. Wenn wir einen Menschen loben, geschieht das meist mit einer dahinter stehenden Absicht: Der Schüler oder die Angestellte werden gelobt, damit sie weiterhin fleißig sind. Der Chef wird gelobt, um ihn bei Laune zu halten. Echtes, aufrichtiges, so eine weitere These, Lob kenne keine Hintergedanken, es ist absichtslos und zweckfrei. Wenn

wir eine Person ehrlichen Herzens loben und ehren, meinen wir damit: Ich habe Freude an dir, ich schätze dich, es ist „herrlich“, dass es dich gibt. Loben ist verwandt mit lieben und mit danken. Wer lobt, wird selber innerlich aufgerichtet. Das heißt: Die Verbindung von Leben und Wertschätzen (Sich aneinander freuen), um nicht – etwas pathetisch – von Lieben zu sprechen (zumindest im personalen Bereich). Man sagt ja oft auch nicht einfach zu einem Du: „Ich liebe Dich“ und sonst nichts. Sondern das liebende Ich beschreibt meist lobend oder sogar preisend, was es sieht, verliert sich im Anblick des Anderen, streichelt gleichsam mit Worten sein Angesicht und seine Gestalt, beschreibt die schönen dunklen Augen, die schwarzen Locken oder die blonden Haare, den roten Mund, die weiche Haut usw. usf. Liebend verweilen im Anblick des Anderen, das sei Zärtlichkeit mit lobenden Worten.

Vielleicht, so eine religiöse Vermutung, sei das „Gotteslob“ einfach ein Ausstieg aus der Zwecklogik des Lobens. Bis hin zur These, Gott erst im Lob entstehen“ zu lassen, als Resonanz auf eine vorgängige Erfahrung (Gebet). Loben als Eintreten in ein „heiliges Spiel“ (Romano Guardini), in dem etwas von den alltäglichen Zwängen ins Absichtslose übertragen werde. Die Absichtslosigkeit könne so weit gehen, dass man einigermaßen sorglos über einen eventuellen Adressaten sei. Loben als Selbstsinn in der, wie es fast virtuell heißt, „Gemeinschaft der Heiligen und Engel“. So tauche Lob Gottes in den Psalmen nach der Errettung aus einer tödlichen Bedrohung auf. Die ausgestandene Angst werde nicht verdrängt, sondern gerade ausgebreitet. Als überwundene Angst werde sie zum Gegenstand einer überschäumenden Freude. Es lasse sich denken, dass diese Art des Lobens auch die traumatischen Nachwirkungen der Angst tatsächlich zu heilen vermag. Denn das Lob sei hier nicht Sache der Pflicht und der theologischen Einsicht, sondern Ausdruck der unmittelbaren vitalen Freude am wiedergewonnenen Leben. Wie die Angst die Luft zum Atmen nimmt, so sei dies Lob der wiedergefundene Atem des Lebens.